Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 51 (1954)

Heft: 9

Artikel: Jeremias Gotthelf und die soziale Frage [Schluss]

Autor: Guggisberg, K.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-836676

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Armenpfleger

MONATSSCHRIFT FÜR ARMENPFLEGE UND JUGENDFÜRSORGE
Offizielles Organ der Schweizerischen Armenpfleger-Konferenz

Mit Beilage: Eidgenössische und kantonale Entscheide
Beilage zum „Schweizerischen Zentralblatt für Staats- und Gemeinde-Verwaltung"

Redaktion: Dr. A. ZIHLMANN, Allg. Armenpflege, Leonhardsgraben 40, BASEL
Verlag und Expedition: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI AG, ZÜRICH
„Der Armenpfleger" erscheint monatlich.

Jährlicher Abonnementspreis für direkte Abonnenten Fr. 11.20, für Postabonnenten Fr. 11.70
Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellenangabe gestattet

51. JAHRGANG **Nr. 9** **1. SEPTEMBER 1954**

Jeremias Gotthelf und die soziale Frage

von Prof. Dr. theol. *K. Guggisberg*, Bern

(Schluß)

Gotthelf warf «Kommunisten, Sozialisten, Fourieristen und andere Unchristen» in ein und denselben Topf. Fourier nähre eine rein selbstsüchtig-sinnliche Zukunftshoffnung; er setze in die Befriedigung aller Leidenschaften der Menschen Höchstes und betrachte es als vornehmste Pflicht der Gesellschaft, jeden in *die* Lage zu versetzen, die ihm ermögliche, alle seine Gelüste zu befriedigen. Tatsächlich billigte *Fourier* dem Menschen der Zukunft 80 Jahre für den Genuß der sinnlichen Freuden zu, weshalb es sich von selbst verstehe, daß die Monogamie einem neuen System harmonischer Vielweiberei und Vielmännerei weichen werde. Trotzki hat dann später immerhin etwas geistiger geschwärmt, indem er behauptete, die Menschen würden im kommunistischen Reich unendlich klüger, stärker und feinnerviger werden und die durchschnittliche Intelligenz werde derjenigen des Aristoteles, Goethe und Marx entsprechen.

Hinter solchen Zukunftsphantasien verbirgt sich ja immer auch eine heiße Sehnsucht nach Erlösung und Steigerung der menschlichen Kräfte. Aber wir können es Gotthelf nicht verargen, daß er in ihnen vor allem die materialistische Genußsucht sah; denn diese drängte sich in erster Linie hervor. Fourier war überzeugt, allein den Plan Gottes über die Bestimmung des Universums zu kennen. Er kannte aber nicht einmal das Wesen des Menschen. Denn es ist nun einmal nicht so, daß die Verbesserung der äußeren Zustände und Lebensbedingungen zwangsläufig den Menschen innerlich veredelt. Es ist vielmehr leider oft genug so – und Sie alle könnten da durch unzählige Erfahrungen bestätigen –, wie es ein bekannter Humorist unübertrefflich schildert:

Wenn wer sich wo als Lump erwiesen,
So schickt man in der Regel diesen
Zum Zweck moralischer Erhebung
In eine andere Umgebung. –
Der Ort ist gut, die Lage neu:
Der alte Lump ist auch dabei.

Unzählige kommunistische Experimente sind schon unternommen worden. Sie alle endeten in Mißerfolg oder Despotie. Die Revolutionskommune von Paris erstickte in ihrem eigenen Blut. Die Gelehrtenkommune New Harmony in Indiana hat ihren Gründer, *Robert Owen*, in zwei Jahren um Gesundheit, Vermögen und guten Ruf gebracht. Die literarische Kommune, die Tolstoj auf seinem Gut eingerichtet hat, war derart, daß er schließlich selber von ihr weggelaufen ist. Es gibt unzählige Kommunen von solchen, welche nichts haben. Was es aber nicht gibt, das ist eine Kommune, die viel hat, geistig und materiell reich ist. Die Gründer einer Kommune beabsichtigen, daß alle im Überfluß leben können; aber sie bewirken, daß alle Mangel leiden. Die Distanz zwischen Erstrebtem und Erreichtem ist zu groß, und dazwischen wälzt sich ein Strom von Blut und Tränen.

Gotthelf betrachtete die soziale Frage nicht vom sozialpolitischen, sondern vom religiösen Standpunkt aus. Er vermochte auch noch nicht zwischen Kommunismus und Sozialismus zu unterscheiden. Daß dieser später viel Wertvolles zur Verbesserung der sozialen Lage erwirken sollte, konnte er noch nicht ahnen. Wir würden, anders als er, die Berechtigung mancher sozialer Postulate nicht in Zweifel ziehen. Er sah in der sozialen Bewegung seiner Zeit nur das Niederreißende und Kirchenfeindliche, das Aufkommen eines materialistisch verseuchten Religionsersatzes. Prophetisch hat er die Entwicklung vorausgesehen, wie sie da und dort tatsächlich erfolgt ist.

«Der sogenannte Sozialismus ist nichts als ein schlechtes Surrogat für Christus, und Surrogate entstehen nur, wenn das Wahre selten wird oder gar nicht zu haben ist. Ein Surrogat verdrängt das andere, keines hat Bestand. So würde der Sozialismus alsbald vom Kommunismus verschlungen, der Kommunismus vom Despotismus, und dieses wechselnde Elend brächte die armen Sünder vielleicht wieder zu dem, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, den Elenden nicht verstößt.» Wir dürften dann nur nicht darauf verzichten, auch an den Kirchen Kritik zu üben, daß sie meinten, die soziale Not allzu sehr bloß mit konservativen Mitteln beheben zu können.

Da es für Gotthelf nur die radikale Ablehnung der frühkommunistischen und utopistischen Lösungsversuche der sozialen Frage gibt, kann er auch im Treiben der Handwerksburschen in der Schweiz nur das Negative sehen. In «Jakobs Wanderungen» schildert er einen solchen Burschen, der zum Spielball der kommunistischen Ideen und ihrer Träger geworden ist und sich nur durch schwere innere und äußere Erfahrungen zu einer christlichen Existenz emporläutern kann. Heben wir einige Grundgedanken und charakteristische Züge dieses Werkes hervor! Gleich zu Beginn tönt Gotthelf eines der Leitmotive an, das durch den ganzen Roman hindurchgeht und durch das Leben tausendmal bestätigt wird: «Auf einen rechten Burschen, welcher Gottes Wege geht, kommen immer sieben Schlingel, welche im Namen des Teufels ausgehen, um dumme Jungens ins Verderben zu locken und in dasselbe zu versenken.» Für Jakob sind es die Hetzer, welche die armen Handwerksburschen verblenden, aussaugen, aufputschen, mit schönen Verheißungen, die sich nie verwirklichen werden, abspeisen, um auf ihre Kosten im Kaffeehaus zu liegen, Champagner zu trinken und Mätressen auszuhalten. Nie hätten die Pfaffen das Volk so arg ausgebeutet wie sie. Gotthelf überbordet geradezu, wenn er diese ihm besonders verhaßte Menschensorte nennt: «die Kneipenpfaffen, die Mönche der Kaffeehäuser, die Theaterengel, die Hetzer der Hefe des Volkes, die Schreiber der schlechtesten Blätter, die Missionare des Unglaubens

und der Zerrüttung, als: Flüchtlinge, Handlungsreisende, Hausierer, wandernde Pädagogen, Handwerksbursche und sonstige Landstreicher». Sie seien zu keinem Opfer bereit, verlangten aber von den andern jedes Opfer. Sie predigten Gleichheit und seien doch die größten Tyrannen und Egoisten. «Der Gläubige opfert, der Spekulant spekuliert, macht Gechäfte mit den Artikeln, welche ziehn: Pfeffer, Baumwolle, Safran, Farbhölzern, Liberalität, Radikalismus, Kommunismus». Sie wollten Abrechnung halten, besonders über die Pfaffen und Aristokraten, aber keiner denke daran, daß Gott dereinst auch mit ihnen abrechnen werde. Sie erwarteten einen «Messias für das Fleisch», aber sie erwarteten ihn nicht vom Himmel, sondern sie wollten ihn selbst fabrizieren durch eine totale Revolution: durch Abschaffung der zehn Gebote und Herrschaftserhebung der fünf Sinne.

Das war es vor allem, was Gotthelf an der ganzen Bewegung ablehnen mußte, den weltanschaulichen und praktischen Materialismus, der die Hoffnung auf ein ewiges Leben als Pfaffenlüge, den Gottesglauben als Opium für das Volk meinte abtun zu können.

Es wirkte sich verhängnisvoll aus, daß die soziale Bewegung sich der Philosophie *Feuerbachs* in die Arme warf. Von den Handwerksburschen wurde Feuerbachs Werk «Religion der Zukunft», das kein geringerer als Karl Marx popularisiert hatte, wie eine Offenbarung aufgenommen. Nach Feuerbach ist das Gottesbild nichts anderes als die Projektion menschlicher Wünsche und Bedürfnisse in die transzendente Welt, die außerhalb der menschlichen Phantasie gar nicht existiert. Für viele wurden die seelischen Regungen zu bloßen Funktionen des Körpers erniedrigt. Ein paar Jahre nur nach dem Tode Gotthelfs kleidete der Russe Pissarew den Materialismus in die bekannte Anekdote, die man dann auch dem Berliner Arzt *Virchow* zugesprochen hat: Ein Anatom seziert den Leichnam eines Menschen und zeigt den ihn umgebenden Studenten die verschiedenen Organe: «Hier ist das Herz, da sehen Sie die Leber, dort die Lunge. Meine Herren, haben Sie irgendwo eine Seele gesehen? Nein! Also gibt es sie nicht!» Und bald sollte ein *Trotzki* der christlichen Paradieseshoffnung die kommunistische entgegensetzen: «Mögen uns die Pfaffen aller Religionsbekenntnisse was immer von dem Paradies in einer jenseitigen Welt erzählen: wie erklären, daß wir dem Menschengeschlecht ein wirkliches Paradies auf dieser Erde bringen. Wenn der religiöse Glaube versprochen hat, Berge zu versetzen, dann wird die Technik in Wahrheit Berge abtragen und verschieben. Der Mensch wird sich dann damit befassen, Berge und Flüsse umzugruppieren und die Natur solange zu korrigieren, bis er sie nach seinem Abbilde oder wenigstens seinem Geschmack entsprechend umgestaltet haben wird.» Man muß Gotthelfs Charakterisierung und Ablehnung der kommunistischen Handwerksburschen in diesen weiten Dimensionen sehen, um sie richtig würdigen zu können. Der Handwerksbursche Jakob begegnet in Avenches einem Gesellen, der Gott völlig in die Rumpelkammer verwiesen hat. Er ist nun sein eigener Gott und kann jeden Glauben äußerlich annehmen, den katholischen, protestantischen oder jüdischen, sofern es ihm etwas einträgt. Er fühlt sich keiner überirdischen Macht mehr verantwortlich, und seinen Materialismus und Kommunismus setzt er dann auch gleich in die Tat um, indem er sich in Freiburg mit Jakobs bessern Kleidern aus dem Staube macht. Das Leugnen des Jenseits bezeichnet Gotthelf als «verruchte, verkappte Lehre», die viel ärger sei als jede andere Schlechte seiner Zeit, weil sie jeden sittlichen Halt zerstöre. Sie führe dazu, daß jeder meine, tun zu können, was ihn gelüste, z. B. seiner Frau den Laufpaß zu geben, wenn ihm eine andere besser zu gefallen beginne.

Doch Gotthelf bleibt nicht bloß bei der radikalen Ablehnung des Frühkommunismus stehen, der ihm nur in niedrigstehenden Vertretern bekannt geworden ist. Er sucht doch auch die Ursachen der sozialen Not zu erforschen. Weisen wir neben den schon genannten noch auf einige weitere hin!

Das Grundübel liegt für ihn im Egoismus, der nicht mehr opfern und ertragen will, in der Veräußerlichung des Lebens, die alle Schichten erfaßt habe. Es liegt ferner in einer falschen Menschenauffassung, die Sünde nicht mehr Sünde nenne, sondern jeden Verbrecher entschuldige, weil er das beneidenswerte Opfer der gesellschaftlichen Zustände, sonst aber eine liebe, treue Seele sei. Die Abgötterei die mit allen möglichen Menschen, Schauspielern, Tänzerinnen usw. getrieben werde, habe alle Werte verschoben. Das Grundübel liegt weiterhin in der jungenhaften Überheblichkeit, welche das Alter respektlos behandle. Schon seien Vorschläge laut geworden, als regierungsunfähig zu erklären, wer das 40. Altersjahr überschritten habe. Dazu komme die heillose Gleichmacherei, welche den Unterschied im Werte der Arbeit nicht mehr anerkennen wolle, sondern bloß den Aufwand der rohen Kraft berechne. Der Steinbrecher schätze seine Arbeit höher als die des Bildhauers, der Töpfer wolle besser bezahlt sein als der Maler. Eine solche Gleichheit aber sei Unsinn.

«Aus einer Kuh kann der Mensch keinen Hirsch machen, aus einer Kröte keinen Adler, aus sich selbst keinen Engel mit Flügeln, tugendrein und makellos... Ferner kann er auf einen Felsen nicht Pappeln pflanzen, die Lüneburger Heide nicht mit Hanf besäen, die Jungfrau im Berner Oberland nicht mit Dahlien bekränzen, in Sachseln nicht Datteln ziehen, aus einem Ludimagister keinen Küher machen, einen Roßjungen nicht in ein gelehrtes Haus umwandeln, eine Katze nicht in eine Nachtigall.»

Die hauptsächlichste Quelle der Armennot sei schließlich auch nicht äußerer Mangel an Arbeit, Teuerung oder das Fehlen von Geld, sondern die Tatsache, daß die Seelenkräfte unentwickelt blieben, daß unzählige Eltern untüchtig seien, ihre Kinder zu Menschen zu erziehen. Und endlich verweist Gotthelf auf den Schwindelgeist der Zeit, der sich im Lotteriewesen und Börsenspiel auswirke. Möglichst rasch mit möglichst wenig Aufwand möglichst reich zu werden, sei das Ziel von reich und arm, von Unternehmern und Arbeitern. Heute besitze einer Millionen, morgen kaum das Geld zu einem Schuß Pulver; heute denke ein anderer ans Hängen, morgen klimpere er mit Tausenden, als ob es Zahlpfennige wären. «Mich wunderte nicht, wenn nächstens die türkische Krone ausgespielt würde oder ein hannöverisches Ministerium oder ein preußisches Erzbistum oder irgendein Quasiehrenamt in Basellandschaft». Der Zeitgeist betrachte das Faulenzen als eine Ehre und meine, wer müßig gehe, sei wenigstens halb adlig, wenn nicht ganz. «Sein ehrlich Brot verdient der König, und zwar heute saurer und mühseliger als Holzhacker und Schulmeister.»

Gotthelf bleibt aber auch nicht nur bei der Aufdeckung der Ursachen der sozialen Not stehen, sondern sucht nach ihrer Abhilfe.

Zu seiner Zeit war es auf kirchlicher Seite vor allem die Innere Mission, die sich um die Behebung des Elends bemühte. Gotthelf anerkennt sie als schöne Blüte des neuerwachten christlichen Geistes. Aber er bleibt ihr gegenüber nicht ohne Kritik. Energisch warnt er vor unzeitigem Eifer und ungeschicktem Treiben. Man solle doch ja vorsichtig sein, um nicht etwa Heuchelei zu fördern und Falschheit zu pflanzen. Gotthelf wendet sich auch entschieden gegen die sogenannten

Frommen, die es als Sünde betrachteten, denen zu helfen, die nicht die gleiche Ansicht hätten wie sie. Damit verleugne man Jesus, der in seinem Gleichnis vom barmherzigen Samariter den Juden nicht erst bekehrt haben wolle, ehe er ihm helfe. Die innere Mission arbeite an den untern Ständen, aber das Unheil sei von oben gekommen. Manche Damen trieben Wohltätigkeit mit Unverstand, machten mit ihrer Teilnahme und Sorge für die Armen ein unanständiges Aufsehen und stellten ihre eigenen Persönchen in den Vordergrund, «wie keine Tänzerin es besser machen kann». Andere verstünden es ausgezeichnet, die Leute zu schröpfen, ohne selber etwas zu geben: «Sie ziehen beim Sammeln oder Verteilen fremder Gaben Glacéhandschuhe an, weiße womöglich, legen dabei ihren Arm gerne in den eines ritterlichen Jünglings, bekommen nach vollbrachtem Werk Herzklopfen, fallen in Ohnmacht, wie man auf keinem Theater so schön es zu sehen kriegt, und das alles um des Heilandes und seiner Armen willen. Man hüte sich doch ja, Christus lächerlich zu machen; damit verdirbt man alles. Die Armen macht man verstockter, boshafter, man verdirbt den Weg den Berufenen.»

Es ist bekannt genug, daß die kirchliche Liebestätigkeit vielen selbstbewußten Proletariern wie die Verabreichung eines demütigenden Almosens vorkommt.

Positiv äußert sich Gotthelf über den andern Versuch seiner Zeit, die Armut erträglich zu machen, wenn nicht überhaupt allmählich zu überwinden: die Armenerziehungsanstalten. Er hat selber bei der Gründung und Leitung der Knabenanstalt Trachselwald mit Hand angelegt. Diese Anstalten seien heute, was die Dome des Mittelalters gewesen seien, Ausdruck des Glaubens an Gottes Güte und an das Heil der Menschen. Pestalozzi habe in den Kindern das Heil der Welt erblickt. Alle fünf Jahre sollte deshalb ein Pestalozzitag stattfinden, an dem Mütter und Väter mit ihren armer Eltern Kindern aus der ganzen Schweiz sich auf einem freien Felde sammeln sollten, um Gott zu danken. Die naturgemäßeste und beste Erziehung ist zwar auch für Gotthelf die in der Familie. Auf den Bauernhöfen bei einfacher Kost, harter Arbeit und gottesfürchtigem Exempel wären die Kinder am besten aufgehoben. Aber leider gebe es zu wenig Höfe, auf denen eine gute Erziehung garantiert wäre, und auch nicht jeder tüchtige Handwerksmeister sei schon an sich auch ein guter Erzieher. Armenerziehungsanstalten seien ein Bedürfnis und würden es bleiben, solange es noch verwahrloste Ehepaare gebe, die mehr Kinder zeugten, als sie ernähren und erziehen könnten.

Es würde zu weit führen, Gotthelfs begeisterte Beschreibung der Trachselwalder Anstalt in der «Armennot» nachzuzeichnen. Es zeigt sich auch hier wie in jeder menschlichen Gemeinschaft, daß Begeisterung und selbstlose Liebe die tragenden Fundamente einer solchen Anstalt sein müssen. Nur ein Zitat: «Eine Anstalt muß in jeder Beziehung auf dem Fels gegründet sein, dem weder Wind noch Wasser was anheben; die Lebensweise muß streng und einfach sein – ans Bessere gewöhnt man sich schnell –, die Zucht scharf, aber so, daß die Liebe darin sichtbar wird und Besserung wirket. Die Zöglinge müssen stark werden inwendig und auswendig, daß sie jegliches Leben ertragen mögen und nicht verdorren und abfallen, wenn die Sonne höher steigt. Endlich muß ein lebendiger Geist in der Anstalt wohnen und über derselben wachen, sonst entsteht Faulheit und Fäulnis, dann hebe man sie auf alsbald, ehe Ärgernis von derselben kömmt und Kinder darin faulen!» Auf Gesetze gibt Gotthelf nicht viel; sie ließen zu leicht vergessen, daß der Arme ein Mensch, ein Bruder sei. Wäre das Christentum lebendig, dann wären keine Gesetze notwendig. Die Liebe wäre dann die weise Mittlerin zwischen Überfluß und Mangel. Scharf wendet sich der Dichter auch gegen die Zentrali-

sation des Armenwesens. Zentralisieren sollte in einer Republik das gehaßteste Wort sein. Die einzig wahre Zentralisation sei die Vereinigung aller freien Kräfte freier Bürger zu des Vaterlandes Heil, zum Kampfe gegen die wachsende Armut. Die allzu schroffe Ablehnung jeder Zentralisationstendenz erwächst bei Gotthelf aus seiner Abneigung gegen den radikalen Staat. Wir würden hier heute weniger ängstlich sein, ohne allerdings verkennen zu wollen, daß es in der Liebestätigkeit nicht auf Gesetze und Organisationen allein ankommen darf, sondern auf den Geist ankommen muß, in dem gearbeitet wird.

Die soziale Frage wird für den Dichter letztlich eine Frage der religiösen und sittlichen Erziehung. Geduld, Liebe und Entsagung haben die Arbeit des Erziehers zu leiten. Er hat Hilfe zu bieten zur Selbsthilfe, damit der Mensch ein Werk seiner selbst werde. Er soll den heranwachsenden Menschen ermutigen und nicht demütigen. Solange Uli der Knecht sich als ein arm verachtet Bürschli vorkommt, das es wohl nie zu etwas Rechtem bringen werde, fängt er auch gar nicht an, es zu etwas bringen zu wollen. Er faßt erst wieder Selbstvertrauen, wie er erfährt, daß sein Meister etwas auf ihm hält. Die Erziehungsmethode, welche auf Zerknirschung und Erweckung dringt, lehnt Gotthelf ab. Durch Liebe sei mehr zu erreichen. Das heiße aber nicht, die Kinder zu verzärteln. «Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was später nackt an die Winde des Lebens soll.» Jedes Kind, auch das arme, soll angeleitet werden, sich in der schlichten Arbeit des Alltags bewähren und als wertvolles Glied in die Gemeinschaft einordnen zu können. Eberhard Grisebach hat Gotthelfs Werk als Anleitung zum wirklichen Leben charakterisiert. Es ist ganz speziell auch eine Anleitung zur Überbrückung der sozialen Gegensätze. Deshalb sieht Gotthelf auch die Charakterbildung und nicht die Überfütterung mit Wissensstoff als das Wesentliche der Erziehung an. «Das wäre denn doch eine grobe Täuschung, wenn man dafür hielte, die Fortbildung bestünde darin, daß man immer schöner schreiben, immer verwickelter rechnen, immer mehr chinesische Städte und Flüsse kennen, immer kauderwelscher kannegießern lernte; die wahre Fortbildung des erwachsenen Geschlechtes besteht im Wachstum in Gnade und Weisheit vor Gott und Menschen oder in der Läuterung und Kräftigung des Geistes.» Wie recht hat Gotthelf doch mit diesen Worten! Wir erkennen heute immer deutlicher, wie gefährlich es ist, zu bloßem Wissen zu führen und zum äußeren Erfolg zu erziehen, statt zu Wahrheit, Weisheit und Selbstlosigkeit. Es ist nicht gut, wenn das Denken und Treiben der Menschheit immer materialistischer wird. Gotthelf will nicht Ausgleich in der Materie und im Besitz, sondern Einigung in der Liebe. Das Christentum zeige das richtige Verhältnis zwischen Reichen und Armen, Gebenden und Empfangenden; es verhindere Haß und Neid auf der einen, Hochmut und Herzensverhärtung auf der andern Seite. Es wecke Mitleid und Barmherzigkeit und lehre, daß die Erneuerung des Menschen von innen her erfolgen müsse. Erst von dieser inneren Erneuerung aus könnten die sozialen Zustände von Grund auf geändert werden.

Wir sehen, es sind religiös-sittliche Kategorien, mit denen Gotthelf an die Lösung der sozialen Frage heran geht. Sie *sind* in der Tat das wichtigste, wenn wir auch mehr als er betonen müssen, daß es auch darauf ankommt, bessere Arbeitsbedingungen zu schaffen und zwischen den verschiedenen Klassen Brücken zu schlagen. Wir haben uns der immer verheerender werdenden Vermassung entgegenzustellen. Der Massenmensch ist fanatisch, suggestibel und labil und muß deshalb immer wieder energisch bekämpft werden. Er ist unbelehrbar; denn er wäre ja verloren, wenn er sich in Diskussionen einlassen würde. Er bleibt in seinem Verhalten

primitiv und flach. Persönliches Denken und Bekennen ist in der Masse nicht möglich. Darum fehlt jede Opposition, und so werden Freiheit und Wahrheitserkenntnis unterbunden. Wir können alle diese Züge in «Jakobs Wanderungen» aufweisen.

Wir haben uns ferner der Entwürdigung des Menschen entgegenzustellen; denn sie ist der beste Nährboden für die Revolutionierung der Menschheit. Erinnern wir noch einmal an ein russisches Beispiel, wieder um die Aktualität Gotthelfs ins rechte Licht zu rücken. Als im Jahre 1889 in Teilen des russischen Reiches eine Hungersnot ausbrach, beriet man sich auch in Samara darüber, wie man der Not begegnen könne. Dabei erklärte der Student Uljanow, es wäre ein Verbrechen, wenn man den Hungernden helfen würde; denn jede Maßregel zur Linderung des Elends bedeute eine Unterstützung der herrschenden Ordnung und damit eine verwerfliche Verzögerung jenes großen Zusammenbruches, aus dem allein eine bessere Welt hervorgehen könne. Je größer die Zahl der Hungernden, je ärger die Lage, desto näher sei auch die Stunde der erlösenden Endkatastrophe. Der gleiche Uljanow sagte viele Jahre später, als er Lenin hieß: «Es spielt keine Rolle, wenn drei Viertel der Menschheit zugrunde gehen. Worauf es ankommt, ist nur, daß schließlich das letzte Viertel kommunistisch ist.» In dem großen, gesetzmäßig ablaufenden historischen Prozeß, wie Marx ihn prophezeite, spielt der einzelne Mensch keine Rolle. Auf sein Wohl und Wehe kommt es nicht an. Wie ganz anders bei Gotthelf. Der Geringste und Schwächste ist noch sein Bruder, für dessen Wohlergehen er sich verantwortlich fühlt. Im kleinen und beim einzelnen müsse man deshalb anfangen und nicht alles von einer Revolution erwarten, die alles mit *einem* Schlage ändern werde. Wer kenne denn ihre Grenzen? Wer könne denn sagen, «wo das Revolutionieren verwahrloster Menschen sich ende»?

Trotz allem Schwindelgeist der Zeit glaubte Gotthelf doch auch zu seiner Zeit das Wehen eines andern, bessern Geistes zu vernehmen. Deshalb blickte er vertrauensvoll in die Zukunft. Wenn immer mehr Anstalten gegründet und gut geleitet würden, so werde in 20, 40, 100 Jahren ein Erfolg sicher zu bemerken sein. Wenn Selbsthilfe und Fremdhilfe sich gegenseitig ergänzten, so müsse sich das doch zum Guten auswirken. Dieser Optimismus des Glaubens gab ihm die Kraft, stets mit neuer Freude an seine Arbeit zu gehen. Und was die tiefste Quelle lebendigen sozialen Wirkens ist, hat er in einem eindrücklichen Satz der «Armennot» ausgesprochen. Mit ihm wollen wir schließen: «*Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe.*»

Schweiz

Alters- und Hinterlassenenversicherung. *Übergangsrente für Ehefrauen.* Durch die Gesetzesrevision vom 30. September 1953 wurde der Ehefrau, deren Mann kein Anrecht auf ordentliche Rente hat, eine ordentliche einfache Altersrente eingeräumt, wenn sie vor oder während der Ehe Beiträge geleistet hat.

Die Frage, ob den Ehefrauen, die keine Beiträge geleistet haben, auch eine *Übergangsrente* zustehe, wurde kürzlich durch das Eidgenössische Versicherungsgericht im bejahenden Sinne entschieden. Die Übergangsrente wird hauptsächlich rückgebürgerten Ehefrauen von Ausländern und Ehefrauen mit jüngerm Ehemann zukommen, wobei allerdings in der Regel auf die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Ehegatten abgestellt wird. (Siehe Zeitschrift für die Ausgleichskassen, Bern, Juli 1954, S. 245 und 264.)